

**WORAN DU DEIN HERZ HÄNGST ... „glücklich sein“  
KATHARINENSALON IN DER HAFENCITY, 16.12.09, 18.30 UHR**

Am Ende der Straßenbrücke über einen Fluss liegt ein Motorradfahrer, den Kopf gegen den Kantstein gelegt, benommen. Man sieht, dass er nach einem Sturz auf dem regennassen Pflaster sterben wird. Hilflöse Menschen stehen dabei. Dann, wie aus dem Nichts gekommen, kniet sich Damiel hinter dem Kopf des Mannes hin, den er behutsam hält. Damiel ist einer der Engel, die aus dem *Himmel über Berlin* gekommen sind, unterwegs sind in der Stadt und hier und dort – unsichtbar für alle, die nicht Kinder sind – hinschauen und hinhören, Menschen einen hilfreichen Gedanken einzugeben, einen Selbstmörder vom Sprung in die Tiefe abzuhalten versuchen. Hier nun sagt Damiel dem Sterbenden ein, hilft ihm, in seine Lebensbilanz zu kommen, indem er erst für ihn, dann mit ihm zusammen spricht und das Weitere dann ihm überlässt, ein Souffleur auf der Schwelle des Todes:

Wie ich bergauf ging und aus dem Talnebel in die Sonne kam ...  
Das Feuer am Rande der Viehweide ...  
Die Kartoffeln in der Asche ...  
Das Bootshaus weit draußen am See ...

Der Ferne Osten,  
der Hohe Norden,  
Der Wilde Westen  
Der Große Bärensee!

Die Insel Tristan de Cunha.  
Das Delta des Mississippi.  
Stromboli.  
Die alten Häuser Charlottenburgs.  
Albert Camus.  
Das Morgenlicht.  
Das Augenpaar des Kindes.  
Das Schwimmen am Wasserfall ...

Die Flecken der ersten Tropfen des Regens.  
Die Sonne.  
Das Brot und der Wein.  
Der Hüpfschritt.  
Das Osterfest.  
Die Adern der Blätter.  
Das wehende Gras.  
Die Farben der Steine.  
Die Kiesel auf dem Grunde des Bachbetts.  
Das weiße Tischtuch im Freien.  
Der Traum vom Haus ...  
Der schlafende Nächste im Nebenraum.  
Die Ruhe des Sonntags.  
Der Horizont.  
Der Lichtschein vom Zimmer ...  
Im Garten.  
Das Nachtflugzeug.

Das freihändig Radfahren.  
Die schöne Unbekannte.  
Mein Vater.  
Meine Mutter.  
Meine Frau.  
Mein Kind.<sup>1</sup>

Es heißt, dass Sterbende in den letzten Augenblicken ihr Leben an sich vorüberziehen sehen. Dem Motorradfahrer kommt das Besondere und das Alltägliche in den Sinn: der Stromboli und der Große Bärensee, aber auch das Morgenlicht, der Schlafende im Nebenraum, die Mutter. Eine Essenz des Lebens eher als eine Aneinanderreihung der großen, der glücklichen Augenblicke. Oder *sind* dies die glücklichen Augenblicke? Dann gäbe der Text einen ersten Hinweis: Von Glück lässt sich nicht im Blick auf das Ganze, auf *alles* sprechen, sondern es erscheint in Momenten, die ebenso die Qualität des Außerordentlichen (das Delta des Mississippi) wie die des Unauffälligen haben können. Was wäre so Besonderes an dem Lichtschein, der aus einem Zimmer in den Garten fällt? Er wird zum Besonderen, wenn er hinzukommt zu einer tiefen Empfindung. Wenn einer sich an dieses Gefühl erinnert, verbindet es sich mit diesem Lichtschein aus einem Zimmer. – Und was ist zwischen den Augenblicken, die sich dem Sterbenden als glückliche darstellen? Wahrscheinlich das, was das Leben aller Menschen auf die Dauer bestimmt: Monate, Jahre voll angestrenzter Arbeit, Versuche, sich gegen das Gefühl von Vergeblichkeit zu wehren und den Wiederholungen standzuhalten, schlaflose Stunden, ereignislose Zeiten, aufflackernde Sehnsüchte, Selbstbescheidung. Das *Streben nach Glückseligkeit*, als Grundrecht in das Dokument der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung eingeschrieben, kann kaum so verstanden werden, als wäre es möglich, das eigene Leben irgendwann so zu gestalten, dass es im ganzen und in seinen einzelnen Teilen als ein *glückliches Leben* bezeichnet werden könnte. Wenn es aber so verstanden wird, bedeutet das eine Sinnreduzierung des Begriffs Glück, zu dem es eben gehört, dass es nur als „Augenblicksglück“ beschrieben und erlebt werden kann.<sup>2</sup> In seinen bekannten *Desiderata* von 1927 empfiehlt Max Ehrmann am Schluss: „Strebe danach, glücklich zu sein.“ *Glück* kann hier nicht ein Erlebnis höchster Steigerung der Empfindungen, ein ekstatisches Gefühl bedeuten. Sondern nur: einen Zustand relativen Wohlbehagens. *Strebe danach, glücklich zu sein*, heißt dann eigentlich: Versuche, dich nicht unglücklich zu machen. Aber ob man das als *Glück* bezeichnen möchte?

Zum Glücklichsein gehört ein Element des Dramatischen. Es passiert etwas, das mich heraushebt aus dem Einerlei (das selbst dann ein *Einerlei* bleibt, wenn es mir vergleichsweise gut geht). „Findet mich das Glück?“ heißt der Titel – und zugleich eine der liebenswertesten Fragen – des kleinen schwarzen Buches, das das Schweizer Duo Fischli/Weiss gemacht hat und an dessen Ende sich die bange Gegenfrage findet: „Sucht mich das Glück am falschen Ort?“<sup>3</sup> Wohl das Schlimmste, was mir passieren könnte, formuliert die Frage 193: „Bin ich verdammt

---

1 Peter Handke und Wim Wenders, *Der Himmel über Berlin*. Ein Filmbuch, Frankfurt am Main 1989, S. 52 ff.

2 Jörg Lauster, *Gott und das Glück · Das Schicksal des guten Lebens im Christentum*, Gütersloh 2004, 189

3 Peter Fischli, David Weiss, *Findet mich das Glück?* Köln 2003, 162.372

als Clown durchs Jammertal zu ziehen?“ *Leben ist, wenn etwas dazwischenkommt*. Und dieses *Etwas* hat die Potenz, mich zu bezaubern, das Leben wunderbar zu machen, es *zurückzusetzen* auf einen Stand, den es vor der Wiederkehr des immer Gleichen hatte. In bestimmter Hinsicht macht es uns zu Kindern. Ein Fünfjähriger am Abend eines Ferientages: „Ich freu mich so auf morgen.“ „Und warum?“ „Weil morgen ein neuer Tag ist.“ Das ist das Lebensgefühl glücklicher Menschen.

Zum Glücklichsein gehört ein Element des Dramatischen. Das Märchen von *Hans im Glück* dokumentiert, glaube ich, gerade dies. Hans lässt sich nach sieben Jahren bei *seinem Herrn* den verdienten Lohn auszahlen, es ist ein Klumpen Gold, der so groß ist wie Hansens Kopf. Und macht sich auf den Weg nach Hause, zu seiner Mutter. Das Gold auf seiner Schulter wird ihm bald zu schwer, so, wie er dann das Pferd leid ist, das er gegen den Klumpen eingetauscht hat, die Kuh erweist sich als ein altes Tier, so dass Hans froh ist, ein Schwein dafür zu bekommen, dann wird eine Gans daraus, und endlich schwatzt ihm ein Scherenschleifer einen schadhafte Wetzstein auf und nimmt die Gans dafür. Als der Stein in einen Brunnen gefallen und Hans frei ist von jeder Last, kommt es ihm vor, als sei er der glücklichste Mensch auf der Welt. (Er meint sogar, er müsse wohl in einer *Glückshaut* oder *Glückshaube* zur Welt gekommen sein, also bei seiner Geburt die Fruchtblase auf dem Kopf getragen haben.) *Das Geheimnis* von Hansens fortwährend sich erneuerndem Glück ist, dass er mit jedem Tausch gewiss ist, diesmal wirklich das Beste von allem erworben zu haben. Jedes Mal also kehrt er in den wunderbaren Augenblick des Anfangs zurück, das Leben breitet sich neu und wunderbar vor seinen Augen aus – bis sich auch dieses neu Erworbene als etwas Belastendes, ja Beschwerliches erweist. Darüber, wie es ihm im Hause seiner Mutter ergeht und warum überhaupt er ausgerechnet dorthin zurück will, schweigt das Märchen; wir wollen es auch gar nicht so genau wissen. Aber ich hänge noch eine Betrachtung über die Reihe der Verluste dran. Es wäre bestimmt ganz verkehrt, wollte man sich von dem Märchen zu dem Schluss verführen lassen: *Erst wer nichts mehr hat, ist wahrhaft glücklich*. Denn Hans hat ja alles „gehabt“: den Goldklumpen und das Pferd, die Kuh, das Schwein und die Gans, am Ende den Wetzstein. Das Empfinden, dies alles nicht zu brauchen, um glücklich zu sein, konnte er erst gewinnen, nachdem er *dies alles* gehabt hat. Das entspricht ungefähr dem Satz, den wir manchmal im Blick auf unsere Kinder sagen: *Sie müssen ihre Erfahrungen selbst machen*. Man kann niemandem sagen: Dies und das wird dich nicht glücklich machen. Es geht nur so, dass einer erlebt, was andere vor ihm schon längst erlebt haben, und dann sagt: Nun weiß ich, dass es so nicht geht.

Worin besteht das Glück? Was ist es, das die Potenz in sich hat, uns glücklich zu machen? Die Antworten werden verschieden ausfallen, und doch wird man sich an manchen Punkten nicht allein finden. Das Empfinden von Glück stellt sich ein, wenn eine Arbeit nicht vergeblich war, an ein Ziel gekommen ist und Ansehnliches hervorgebracht hat. Wenn ich also spüre, dass ich etwas kann, dass ich Visionen und Energien habe, etwas hervorzubringen, was so noch nicht war. (Dieses Empfinden teilen wir, wenn wir es haben, mit dem, der *im Anfang* Himmel und

Erde, Licht und Dunkelheit, Pflanzen, Tiere und Menschen schuf. Im Blick auf den Schöpfer spricht Paulus einmal von dem Gott, *der ruft das, was nicht ist, dass es sei.*<sup>4</sup>) Das Empfinden von Glück kommt manchmal aber auch zustande, ohne dass wir etwas dafür täten. Der sterbende Motorradfahrer erinnert sich: „Wenn ich bergauf ging und aus dem Talnebel in die Sonne kam.“ Vergleichbar kann die Begegnung mit einem Stück Musik, einem Satz, einer Melodie, vielleicht nur einem einzigen Akkord oder Klang sein. Oder die mit einem Bild, einer Formulierung, einer Textzeile. Ein theologischer Lehrer notiert: „Wenn man Semester für Semester auf Gedankenreise geht und mit überraschenden Aussichten über den Menschen und seine Wirklichkeit konfrontiert wird, muß man schon gewaltig abgeschaltet haben, wenn einem nicht hin und wieder das Herz pocht, wenn man niemals erstaunt ausrufen möchte: ‚Ach, so ist das! Und ich wußte es nicht.‘“<sup>5</sup> Das Empfinden von Glück kann sich einstellen, wenn ein Kind geboren wird und man (ja: *Mann*) dabei ist. Aber auch, wenn man angerührt wird von etwas „Grundstürzendem“, das das Verhältnis zur Welt radikal verändert. Nicht immer ist es *das erste Mal* von etwas: die erste Liebe, der erste öffentliche Auftritt. Es kann ja auch schwierig sein. Aber danach bleibt häufig eine Ahnung zurück, dass sich im Wiederholungsfall Glückserfahrungen sammeln lassen. An Franz, dem armen Heiligen aus Assisi, der sich selbst als einen Verrückten bezeichnet hat, kommt man in diesem Zusammenhang kaum vorbei. Franz hört am 24. Februar 1208 in der kleinen, von ihm selbst renovierten Portiuncula-Kapelle einen Priester die Messe lesen und wird dabei vom Evangelium des Tages getroffen wie von einem Blitz: „Ihr sollt weder Gold noch Silber noch Kupfer in euren Gürteln haben, auch keine Reisetasche, auch nicht zwei Hemden, keine Schuhe, auch keinen Stecken.“<sup>6</sup> Franz „zittert vor Aufregung und Freude über die Klarheit und Einfachheit der Weisungen Jesu“, schreibt Adolf Holl. „Kaum hat der Priester ausgeredet, zieht er sein Schuhwerk von den Füßen, löst seinen ledernen Gürtel und wirft diese nunmehr überflüssig gewordenen Utensilien zusammen mit seinem Einsiedlerstab in eine Ecke. Und sagt: ‚Das ist es, was ich will.‘“<sup>7</sup> Die Theologin Dorothee Sölle hat Glück einmal definiert als die Fähigkeit, *ich* zu sagen – und zu wissen, was man will. Das träfe auf Franz ebenso zu wie auf Jesus, über den die damals 39-Jährige schrieb: „Ich halte Jesus von Nazareth für den glücklichsten Menschen, der je gelebt hat. Ich denke, daß die Kraft seiner Phantasie aus dem Glück heraus verstanden werden muß. Alle Phantasie ist ins Gelingen verliebt, sie läßt sich etwas einfallen und sprengt immer wieder die Grenzen und befreit die Menschen ... Jesus erscheint in der Schilderung der Evangelien als ein Mensch, der seine Umgebung mit Glück ansteckte, der seine Kraft weitergab, der verschenkte, was er hatte.“<sup>8</sup>

---

4 Römer 4,17.

5 Wilfried Engemann in einer Predigt zur Eröffnung des Sommersemesters 2003 am 27.04.2003 über Lukas 24,13-35 in Münster/Westfalen.

6 Matthäus 10,9-10.

7 Adolf Holl, *Der letzte Christ – Franz von Assisi*, Stuttgart (DVA) 1979, 101f.

8 Dorothee Sölle, *Phantasie und Gehorsam · Überlegungen zu einer künftigen christlichen Ethik*, Stuttgart/Berlin (Kreuz) 19682, 63.

Dass es sich hier um eine bloße Phantasie handelt – was könnte man schon wissen über das Verhältnis, das Jesus zum Glück hatte? –, macht den Hinweis auf Jesus doch nicht unbrauchbar. Augenscheinlich steht er – Grund und Ziel des christlichen Glaubens gleichermaßen – nicht nur für ethische Orientierung, begründet nicht allein *Glaube, Hoffnung und Liebe*, verkörpert auch nicht nur die Kraft der Erlösung. Es gibt wirklich gute Gründe, in die Suche nach dem Glück auch den Blick auf die Gestalt Jesu Christi einzubeziehen. Der Marburger Theologe Jörg Lauster begründet das so: „Das Dasein des Menschen und die ihn umgebende Welt sind nicht als gottferne Stätten zu begreifen, vielmehr leuchtet in ihnen immer wieder die unendliche Dimension der Wirklichkeit auf. Diese Transzendenzeinbrüche, die im Leben Jesu ihren Höhepunkt finden, sind Spuren und Erscheinungsformen Gottes in der Welt, die auf eine noch ausstehende Vollendung dieser Welt hindeuten.“<sup>9</sup> *Transzendenzeinbrüche* verstehe ich als ein anderes Wort für das, was in der Gestalt Jesu und in seinen einzelnen „Auftritten“ sichtbar wird. Mit einem starken Bild bezeichnet sich Jesus einmal als den *Finger Gottes*: „Wenn ich ... durch Gottes Finger die bösen Geister austreibe, so ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“<sup>10</sup> *Finger Gottes* ist er aber nicht nur, wenn er Dämonen austreibt, sondern auch, wenn er Gleichnisse von der Schönheit der Lilien und vom Wachstum der Saat erzählt, Kindern die Hand auflegt und sie segnet, Menschen befähigt, mehr zu wagen, als sie es von sich aus tun würden, und andere aus dem Feuer des Hasses zieht, dem sie ausgesetzt sind. Man bekommt sozusagen eine Vorstellung von jener Welt, die *unter* oder *hinter* der uns bekannten liegt, von der Welt, wie sie sein könnte und sein wird, wenn man ihm glaubt. Und diese Vorstellung lässt die Welt, wie sie ist, schon in einem anderen Licht erscheinen. Wer von dieser Vorstellung erfüllt ist, ist, schlicht gesagt, glücklicher als andere, die nur das gelten lassen, was unmittelbar vor Augen ist. Lauster: „Die Anstrengungen, die Menschen unternehmen, um das Glück in ihrem Leben zu finden, sind ... die Folge davon, dass Menschen sich von dem, was sie als Glück erleben, zutiefst ergriffen wissen.“<sup>11</sup> Der Mensch kann und muss also, wenn das wahr ist, *das Glück* nicht nur aus eigener Kraft realisieren, er greift zurück auf das, was schon gegeben ist. Er gibt sich aber auch nicht zufrieden mit der Sehnsucht nach dem, was irgendwann kommen werde auch für ihn, und lässt sich nicht vertrösten auf dieses Kommende. *Jetzt* soll etwas davon schon ergriffen werden. Wir sind in einer Spannung, die konstitutiv ist für den Welt- und Lebensentwurf des christlichen Glaubens, in der Spannung zwischen *schon jetzt* und *noch nicht*.

Das Bedeutsame in diesem Zusammenhang ist, dass das Glück nicht einfach als das Gegenteil von Unglück, nicht als die Abwesenheit von Schmerz gedacht ist. Die so genannten Seligpreisungen, die dem Jesus der Bergpredigt in den Mund gelegt werden, sind ein starkes Beispiel dafür, dass sich gerade von den Leidenden sagen lässt, sie seien in bestimmter Hinsicht „glücklich“ zu nennen. Das griechische Wort *makários* kann sowohl mit *selig* als auch mit

---

9 Jörg Lauster, a.a.O. 179.

10 Lukas 11,20

11 Lauster, a.a.O. 186f.

*glücklich* übersetzt werden. Selig oder glücklich gepriesen werden diejenigen, denen es *jetzt* schlecht geht: die Leidtragenden, die Armen, jene, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, weil sie selbst Opfer von Ungerechtigkeit geworden sind. Im Zusammenhang mit der „nahen“ Erwartung des Reiches Gottes werden sie *schon jetzt* unter die Bevorzugten gezählt, weil ihnen in Kürze Gutes geschehen wird: Sie sollen getröstet und gesättigt werden, und ihnen wird Gerechtigkeit widerfahren. Auch hier geht es nicht um Vertröstung. Sondern darum, dass jene, die schlecht dran sind, sich selbst schon sehen können im Licht jener Verwandlung, die alle Werte umwertet. Sie können sich glücklich schätzen, weil sie ins Recht gesetzt, aufgerichtet sein werden in Kürze. – Allgemeiner, zeitloser gesagt (und vielleicht ist ja auch daran etwas Wahres): Auch jene, die etwas zu erleiden haben, müssen nicht nur unglücklich sein. Das Leiden kann gedeutet und empfunden werden als ein Zustand mit Aussicht auf Besserung, ja, auf Heilung. In der Trauer steckt die Verheißung, Trost zu finden. Das Korn, das *in die Erde fällt und erstirbt*, bringt viel Frucht, heißt es in einer Metapher, die sich auf die Überzeugungskraft des Augenscheins berufen kann.<sup>12</sup>

Eine ziemlich radikale Auffassung über die Beziehung zwischen Glück und Schmerz findet sich in einem Gedicht des in der Nachkriegszeit viel gelesenen Albrecht Goes, geschrieben an Brigitte, eine seiner drei Töchter:

*Liebes Kind, es ist die Welt  
Zwar ein Haus mit vielen Türen,  
Aber also ists bestellt:  
Bis zur Tür kann ich dich führen,  
Klopfen mußt du dann und klinken  
An der Türe ganz allein,  
Ob dir Glück, ob Schmerzen winken,  
Glück und Schmerzen werden dein.  
Komm und geh und tritt herfür,  
Segnen werden dich die beiden –  
Glaub mir: an der letzten Tür  
Sind sie nicht zu unterscheiden.*<sup>13</sup>

Der Vater sagt wohl mehr zu sich selbst als zu dem Kind: *Ich kann dich führen, gehen musst du allein*. Dann die aus Lebenserfahrung resultierende Erwartung: *Glück und Schmerzen werden dein*. Die Ermunterung: *Komm und geh und tritt herfür*. Und eine erstaunliche Begründung: *Segnen werden dich die beiden* – Glück und Schmerzen. Die beiden Schlusszeilen gehen sehr weit. *Glaub mir: an der letzten Tür / Sind sie nicht zu unterscheiden*. Ob das wohl wahr ist? Der noch junge Mann (Goes ist 1908 geboren) kann ja zu dieser Zeit (vielleicht gegen Ende des 2. Weltkrieges) nicht viel darüber wissen, wie es *an der letzten Tür* sein wird. Aber wer in den Schmerzen nicht untergegangen ist und das Glück, wenn es da ist, nicht für unvergänglich hält, wer also das Ganze des Lebens aus einigem Abstand sich vergegenwärtigt, kann schon

---

<sup>12</sup> Johannes 12,24

<sup>13</sup> Albrecht Goes, in: *Leicht und schwer. Siebzig Jahre im Gedicht*, Frankfurt am Main (Fischer TB 14060) 58.

früh ahnen, dass es sich so verhält: Am Ende wird das eine vom anderen nicht zu unterscheiden sein, was die Ablagerungen in der Seele betrifft. Glück und Schmerzen werden mir zugute kommen, in der Rückschau werden sie sich wohl ähnlich anfühlen, und ich werde mir nichts anderes wünschen als das, was war. So käme in die Erinnerungskette des sterbenden Motorradfahrers zu dem Alltäglichen und dem Besonderen auch noch das, was bitter und schmerzhaft war, und doch erschiene das Leben auch damit als ein gesegnetes. – Ein philologischer Befund scheint die Verwandtschaft zwischen Glück und Schmerzen zu bestätigen: Das englische Wort *to bless* bedeutet ebenso *verletzen* wie *segnen*. Die biblische Geschichte von Jakob, der nachts in der Furt des Jabbok mit einem unheimlichen Gegner kämpft, passt in diesen Zusammenhang. Jakob zwingt seinen Kontrahenten, ihn zu segnen, und als er jenseits der Furt – ein Hinkender – ans Ufer steigt, *geht ihm die Sonne auf*.<sup>14</sup>

Dies alles gilt unter der Voraussetzung, dass es nicht der Mensch allein ist, der den Sinn seines Lebens macht. Diese Auffassung gibt es – wie gesagt – auch, und nach ihr wären nur wir selbst dafür verantwortlich, dass Glück oder Sinn zustande kommt. Demgegenüber behauptet der christliche Glaube in vielen verschiedenen Wendungen, was Jörg Lauster so ausdrückt: „Das Glück, das der Mensch sucht, liegt ihm immer schon voraus. Es ist größer und erhabener als das, was er selbst mit seinen Kräften in seinem Leben umzusetzen vermag.“ Das übrigens glaubt auch ein religiöser Skeptiker wie Johann Wolfgang von Goethe. Man sieht es an seinem kleinen Gedicht „Eigentum“ von 1813:

*Ich weiß, daß mir nichts angehört  
Als der Gedanke, der ungestört  
Aus meiner Seele will fließen,  
Und jeder günstige Augenblick,  
Den mich ein liebendes Geschick  
Von Grund aus läßt genießen.*<sup>15</sup>

Goethe sagt nicht „Gott“, er sagt: „ein liebendes Geschick“. Sachlich macht es keinen Unterschied.

Überraschend anders hat Walter Benjamin, der jüdische Literaturkritiker und Philosoph, definiert, was Glück sei: „Glücklich sein heißt: seiner selbst ohne Schrecken innewerden zu können.“ Die Bemerkung gibt zu erkennen, dass dies alles andere als selbstverständlich ist: „seiner selbst ohne Schrecken innewerden zu können.“ Dass es also Gründe genug geben könnte, vor oder über sich selbst zu erschrecken. Auch wer vom Zwang der Selbstrechtfertigung erlöst ist, kennt dieses Erschrecken; wer dem Zwang noch unterliegt, wird dem Erschrecken womöglich viel wehrloser ausgeliefert sein. Ich glaube, dass die Erfahrung, die Martin Luther ins Kloster getrieben und ihn dort umgetrieben hat, nach wie vor zu den Grunderfahrungen des Menschen gehört: Wir können uns mühen, wie wir wollen, es wird nie reichen. Wir krie-

---

14 1 Mose 32,32

15 Johann Wolfgang von Goethe, Gedichte in zeitlicher Folge, Frankfurt (Insel) 1982, 679f.

gen die Differenz zwischen der Unendlichkeit der Aufgaben und der Begrenztheit unserer Möglichkeiten nicht aus der Welt. Wir werden schuldig, und diese Schuld liegt niemals hinter uns, weil sie in anderen Gestalten immer wieder vor uns ist. Vielleicht kann man weniger anspruchsvoll, weniger unnachsichtig sich selbst gegenüber werden; das wäre schon viel. Besser wäre es, das Problem dem zurückzugeben, der es in die Schöpfung eingebaut hat. Gott ist ja, wie zu erfahren ist, durch die Zeiten des Menschen wieder und wieder selbst mit der Differenz zwischen Sollen und Können beschäftigt. Schon die biblische Geschichte von der großen Flut teilt etwas darüber mit, dass Gott seinen Geschöpfen gegenüber nachsichtiger wird. Also könnte man sich ganz auf Gott verlassen, was die Herstellung jener Gerechtigkeit angeht, die uns nicht gelingen will. Wenn ich glauben könnte: Gott hat mich geschaffen als den, der ich bin – und er lässt mich leben als den Menschen, den er liebt, wäre mir geholfen, und ich könnte „meiner selbst innewerden ohne Schrecken.“ Dieses zu glauben, fällt mir manchmal zu, und manchmal erreicht es mich dadurch, dass jemand zu mir sagt: Gott wird dich, sein Geschöpf, nicht verwerfen. Verlange nicht, dass er dich widerruft.<sup>16</sup> Manchmal aber, so glaube ich, ist es auch bewusste Arbeit des Geistes, sich dessen zu vergewissern, unter welchen Bedingungen wir auf der Welt sind. Vollkommenheit wird nicht erwartet, Vertrauen in den Grund des Lebens ist lebensnotwendig, und es ist begründet. *Pecca fortiter – crede fortius*, sagt Luther: *Sündige tapfer, aber glaube noch tapferer*. Ich sage nicht, dass das eine kleine Aufgabe wäre. Aber es geht immerhin darum, *seiner selbst ohne Schrecken innewerden zu können*; das lohnt die Mühe. Auf dem Spiel steht die menschliche Möglichkeit, glücklich zu sein unter schwierigen Bedingungen.

---

<sup>16</sup> Max Frisch, Stiller, 671.